

# Der Orgelnarr

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **211 (1932)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374883>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Orgelnarr.

Erzählung von Meinrad Wienert.



**I**m Städtlein Nidach war ein ungewöhliches Leben. Droschken rasselten über das Stadtpflaster, und in der Nähe des altertümlichen Hauses des Obersten Tanner hatte sich eine Menge Leute angesammelt. Das Portal des Hofes, aber auch das Gebäude waren mit allerlei Blumenwerk umrankt und ausgeschmückt worden. Selbst den Gartenweg hatte man mit Rosen bestreut.

Die einzige Tochter des Obersten, eines ehemaligen Offiziers in neapolitanischen Diensten, sollte heute Hochzeit halten. Herren und Damen im Festgewand kamen und verschwanden im Hause. Kinder machten sich ins Haus mit prächtigen Blumensträußen. Aber vor dem Hofe wartete kleinstädtische Neugier mit Ungeduld auf den Hochzeitszug.

Als nun die Sonne sich von den Dächern allmählich am alten Stadtgemäuer herunter in die engen Gassen hinabwagte, tat sich das schmiedeeiserne Hoftor weit auf; denn aus dem hochgiebligen Hause trippelte nun ein Schärlein buntgewandeter Kinder. Und gleich hinter ihnen kam das Hochzeitspaar.

Elisa Tanner, die Braut, war fast völlig von ihren feinen Schleiern verhüllt, aber ihr schönes Gesicht leuchtete vor Glück. Einmal kehrte sie sich um und schaute lächelnd nach ihrem Vagen, dem kleinen Schleppenträger. Aber immer wieder hob sie ihre Augen zu ihrem Bräutigam, der sie selig anschaute. Dem Paar folgte, verwandtschaftlich und freund-

schaftlich geordnet, der Maian der jungen Leute. Den Zug der heitern Jugend jedoch beschloß der schon etwas vergilbende Strauß der Alten.

Feierlich begab sich die Hochzeit ins nahe, mitten in der kleinen Stadt gelegene Münster.

Auf dem vieleckigen Stadtbrunnen hockte eine Gesellschaft von Buben und Mägdelein, die hochzeitliche Herrlichkeit mit großen Augen anstaunend.

„Du“ raunte ein Bürschlein dem neben ihm sitzenden Mädchen zu, „du, ich will dir etwas sagen.“

„Was denn?“ fragte es, „sag's schnell, denn ich muß wieder den Zug anschauen.“

„Du, glaub's mir, die schöne Hochzeiterin hat kein Glück.“

Bewundert, schier erschrocken, glogte ihn das Mädchen an. „Wegen was denn nicht?“

„Weißt“, machte er, so leise als möglich, „die Mutter hat dem Vater erzählt, ich hab's wohl gehört, was diese Frau für eine Böse sei. Sie habe dem Organisten am St. Peter, weißt dem Mann mit dem Strubelkopf, der die Orgel so schön spielen kann — dem habe sie schon den Ring gegeben und ihr Herz.“

„Ihr Herz auch?“

„Ja, hat die Mutter zum Vater gesagt, denn er habe sie so lieb gehabt wie ich dich.“

„Wie du mich?“ machte die Kleine, freudig aufhorchend.

„Ne nein, du Dumme! Wie meine Mutter zum Vater gesagt hat. Der Oberst habe es aber nicht gerne gesehen und da sei denn der steinreiche Herr gekommen, der dazu noch ein so guter Reiter sei und der zwei Fabriken und eine Villa in der Stadt und ein Landhaus habe, und da habe sie auf einmal den geliebt und der arme Orgeler, der nichts habe als seine Kunst und eine gute Stimme, habe Knall und Fall von ihr den Abschied bekommen. Seither sei der aber wie nicht mehr recht bei Sinnen. Einmal habe er sich fast etwas antun wollen. Und deszwegen habe die Tochter des Obersten kein Glück; denn nichts bringe mehr Leid als Untreue.“

„Der arme Orgeler“, seufzte das Mägdelein. Aber dann hellten sich seine Augen auf und es sagte, mit einem raschen, forschenden Blick auf den Knaben: „Weißt du, wenn ich groß bin, so heirate ich ihn.“

„O, o“, höhnte er lachend, „dich will er gewiß nicht; eine, die barfuß geht.“

„Ne“, meinte das Kind, doch etwas betreten ihre bloßen Füße betrachtend, „das ist ja gleich. Einmal hat mir die Großmutter eine Geschichte erzählt. Und da war denn eine arme Magd und die hieß Uschenbrödel und die hatte auch keine Schuhe, nicht einmal Endensinken im Winter. Und da kam denn eines Tages ein Prinz...“

„Sei still!“ flüsterte er ihr zu. „Schau, jetzt gehen sie in die Kirche hinein.“

Ueber dem hohen, gothischen Portale flogen die Tauben auf und ließen sich dann wieder auf die

Köpfe der Heiligen und in die Nischen zu ihren Füßen nieder.

Der Hochzeitszug war in der Kirche. Vor dem großen Chor kniete das Brautpaar und hinter ihm, ziemlich nahe, in den geschmückten Bänken, seine Familien und die Geladenen.

Die Messe hatte begonnen. Die Braut las in ihrem elfenbeinernen Gebetbüchlein und der Bräutigam schien eifrig der heiligen Handlung zu folgen. Totenstille im hochgewölbten Münster. Einmal ein Hüfteln, das aber ein rasches Ende nahm. Doch schaute jetzt ab und zu einer der Hochzeitsgäste rasch hinter sich zur Vorkirche hinauf, wo die große Kirchenorgel stand. Warum schwieg denn heute die Orgel? Grad jetzt fände ja der vielgenannte Organist Gelegenheit, seine gerühmte Kunst den auswärtigen Hochzeitsgästen aus der Hauptstadt, in der er sich, wie's hieß, um die allererste Stelle bewarb, darzutun.

Eben ertönte von Knabenstimmen das Gloria. Aber die Orgel, die an seinem Jubel wohl hätte teilnehmen dürfen, schwieg. Die Handlung ging vorbei, die Knaben sangen ab und zu, doch die strahlenden Pfeifen der Orgel schienen eingeschlafen.

Einmal schaute sogar die Braut mit einem raschen, scheuen Blick zur Vorkirche hinauf.

Einer der auswärtigen Gäste sah diesen verstohlenen, sonderbaren Blick und meinte darin eine Mißstimmung ob dem Stummbleiben des weitherum bekannten Orgelwerkes zu lesen. Also wandte er sich zu seinem Nachbar, einem Midacher, und flüsterte: „Was soll denn das heißen, die Orgel, die doch heute gewiß nicht eine stumme Rolle haben darf, wird nicht gespielt. Gesang und Orchester sind ja gut, aber ich hätte doch mindestens auch ein auserlesenes, des Tages würdiges Präludium gedacht. Es hätte mich auch interessiert, den Organisten zu hören, da er sich doch denken kann, daß Leute aus der Hauptstadt heute in der Kirche sind. Wie soll man so etwas begreifen?“

„Wissen Sie,“ raunte ihm der Midacher zu, „das ist mit Paul Rechmann, dem Organisten, bei dieser Hochzeit so eine eigene Sache! Ich und wir Midacher alle wundern uns in dieser Hinsicht über nichts. Wir nämlich können es ganz wohl fassen, daß es dem armen Burschen heute nicht ums Musikmachen ist.“

„Ach so, pardon, ich meine zu verstehen. Bitte um Entschuldigung; es war mir unbekannt!“

Die Messe war zu Ende gegangen. Die Trauung hatte begonnen. Still neigte die anmutige junge Frau ihr Wirtzenkränzlein; denn eben sprach der Priester den Segen über sie und ihren Gemahl.

Da war es, als komme von irgendwoher, als flöbe wie ein leises Wasser über Marmortreppen von der Vorkirche herab ein buntesfarbiges Raunen. Alle Kirchenwände schienen sich zu vergolden, und die Heiligen, die den Hochaltar umstanden, wurden lebendig. Erstaunt horchte alles auf. Der Oberst aber schaute mit besorgtem, schier bösem Blick zur großen Orgel hinauf.

Da rauschte es aber auf wie ein Wasserfall um Mitternacht und von den Gewölben des Münsters fiel die Stimme Jehovas in die Gewissen.

Aber ebenso plötzlich entschwand sie wie ein dräuendes Gewitter und es war, als weine irgendwo ein verlaufenes Kind, nein, als winsle ein angeschossenes Wild, das sich in den tiefsten Wald zum Sterben verkrochen hätte. Und alles ward von einer dämmerdunkelblauen Schwermut verschneit. Und eine Stimme ging bebend durch die Kirche:

„Hör' ich das Mühhrad gehen  
Ich weiß nicht, was ich will,  
Um liebsten möcht' ich sterben,  
Dann wär's auf einmal still!“

Entsetzt fuhr alles am Hochaltar aus den Bänken auf und Elisa, die junge Frau, war totenbleich auf ihrem Betstuhl in die Knie gesunken.

Jetzt hasteten einige Herren auf die Vorkirche, aber der Eingang zur Orgel war verschlossen und nun brauste ein „Dies irae“ so schaurig, so verzweiflungsvoll durch das Münster, als wäre der jüngste Gerichtstag soeben eröffnet worden. Deutlich hörte man die Posaunen nach allen Winden dröhnen.

Fluchtartig machte sich die ganze Hochzeitsgesellschaft aus der Kirche. Die völlig betäubte Hochzeiterin wurde von ihrem Manne in den Wagen geführt und eilig brachten die Kutscher die Hochzeitsleute ins Haus Tanner zurück.

Nur einige Männer, Hochzeitsgäste, blieben in der Kirche. Der Frevler auf der Orgel sollte ihnen nicht entgehen. Der Rüfter war mittlerweile, erschreckt zu ihnen auf die Vorkirche gestiegen. Er versuchte die Türe mit einem zweiten Schlüssel zu öffnen. „Ach,“ klagte er, „ich hab's wohl gedacht, es könnte noch so kommen, das Lied gehe noch traurig aus. Der Musiker bedünkte mich schon lange nicht mehr recht im Kopf.“ Die Türe tat sich auf, die Hochzeitsgäste stürzten auf die Vorkirche. Doch stauten sie sich jählings ob dem Bild, das sich ihnen bot.

Hinter der Orgel trat ein blödsinnig grinsender Mensch den Blasbalg, aber davor saß ruhig, in die still gewordene Orgel hineinstarrend, Paul Rechmann, der Organist am St. Peter. Sein Gesicht war bleicher als der Mond im Nebel und mochte zu seiner Totenruhe stimmen.

Aber da fuhr er wie ein Rasender mit beiden Fäusten in die Tasten und schrie auf: „O Herr, mein Gott, du Starter, du Getreuer, schick mir deinen Sturmwind, der die babylonischen Türme und Mauern umwirft und die roten Meere auseinanderreißt, auf daß die Stimme meiner Orgel Gewalt hat, meinen Jammer nach allen vier Enden der Welt zu tragen. — O, o, o!“

Die Männer packten ihn an, rissen ihn auf; aber erstaunt, wie erwachend aus tiefem Traum, starrte er sie an und ließ sich willig aus dem Münster führen.

Draußen jedoch wollte er mit aller Gewalt sich aus den Griffen der Hochzeitsleute losreißen und sich durch den herandrängenden Haufen der Neugierigen hinüber zum Tannerschen Hause eilen. Er kämpfte wie wütend und lärmte: „Laßt mich los, laßt mich! Um Gottes und aller Heiligen und Märtyrer willen, laßt mich zu ihr! Ich will ihr orgeln. An jedes ihrer abendröthlichen Ohrfläppchen will ich ihr eine kleine Orgel hängen, aus purem Gold, mit einer rotfelchen-

weichen Stimme drin. In ihr Herz aber will ich mich hineinsetzen; denn wüßt", machte er leise, „das ist selber eine gar feine Orgel aus der Werkstatt Gottes und wer die Tasten zu finden wüßte... Aber da ist ein Reiter über sie hinweggesprengt und hat mir die Finger zerbrochen. Ach liebe mich, Elisa!" schrie er auf, „du Schneewittchen in meiner Fegefeuerpein, du mein...“ Er brach in den Armen der ihn Umgebenden zusammen.

Ein kleines Blondköpfchen aber rief: „Habt ihr's gehört, der Orgeler hat Verslein über das Schneewittchen aufgesagt!“

Man verbrachte Paul Rechmann, den Organisten vom St. Peter ins Irrenhaus. — Ganz Ridach aber geriet über diese Hochzeit in Aufruhr. Ei, das waren Festtage für klatschsuchtige Seelen! —

„Aha“, sagte die umfangliche Löwenwirtin zum Kronenmehger, „der Organist am St. Peter ist, scheint's, übergeschnappt; dazu gar noch aus Liebesgram. Sie wird diesem Phantaster aber auch gehörig eingeheizt haben, dieses zucker süße Fräulein Tanner, und als er glühte wie ein Eisen in der Esse, bekam er das eiskalte Bad. Aber abgekühlt hat's ihn allweg nicht; nur wirrköpfig ist er davon geworden.“

„Ja, mir tāt das nicht passieren“, meinte der Mehger. „Aber bei dergleichen Leuten, bei Versmachern, Musikanten und andern Hungerleidern, muß nicht viel kommen, so überhölzelt es sie. Einwenig sind sie ja sowieso von Geburtswegen verrückt.“

„Vielleicht ist's nicht ganz so“, sagte die Löwenwirtin. „Seht, ich habe einmal einen guten Freund meines Mannes gekannt, der war ein wohlbestandener Bäcker und ist doch so eines flatterhaften Fährchens wegen ins Narrenhaus gekommen. Wißt, diese Leute, die es mit der Kopfarbeit haben, müssen zuviel denken. Und je feiner das Räderwerk in so einem Kopf drin ist, sagt der meinige, desto feiner auch wird alles das, was er zuwege bringt. Das geht noch über Weißbrot! Aber da brauchts denn auch keinen Anebel zwischen das Gangwerk wie bei uns, bis es fällt und zusammenbricht. Schon ein Vogelfederchen könnte hier alles außer Rand und Band, ja zum Stillstand bringen.“

\*

Das Münster zu St. Peter hatte jetzt einen andern Organisten. Zwar hieß es nach einiger Zeit, Paul Rechmann sei, wenn auch nicht völlig gesund, doch soweit in Ordnung, daß man ihn wahrscheinlich aus der Anstalt entlassen könne.

Und richtig, eines Tages konnte man ihn wieder in den Gassen Ridachs sehen, wie er hängenden Kopfes, mit traurigen, unausdeutbaren Augen, den Häusern entlang ging. Erst wichen ihm die Leute aus, aber als es hieß, er gebe ruhig und wie vor=malz seinen Klavierunterricht, gewöhnte man sich rasch an seine Erscheinung. Man hörte auch, er arbeite an einer Märchenoper Schneewittchen. Und dabei ging die seltsame Sage, er habe vor sich auf dem Klavier, wenn er komponiere, eine Photographie seiner einstigen Geliebten, der schönen Elisa Tanner. Aber seine Haushälterin höre ihn immer wieder klagen und jammern, er müsse das lebendige Schnee=

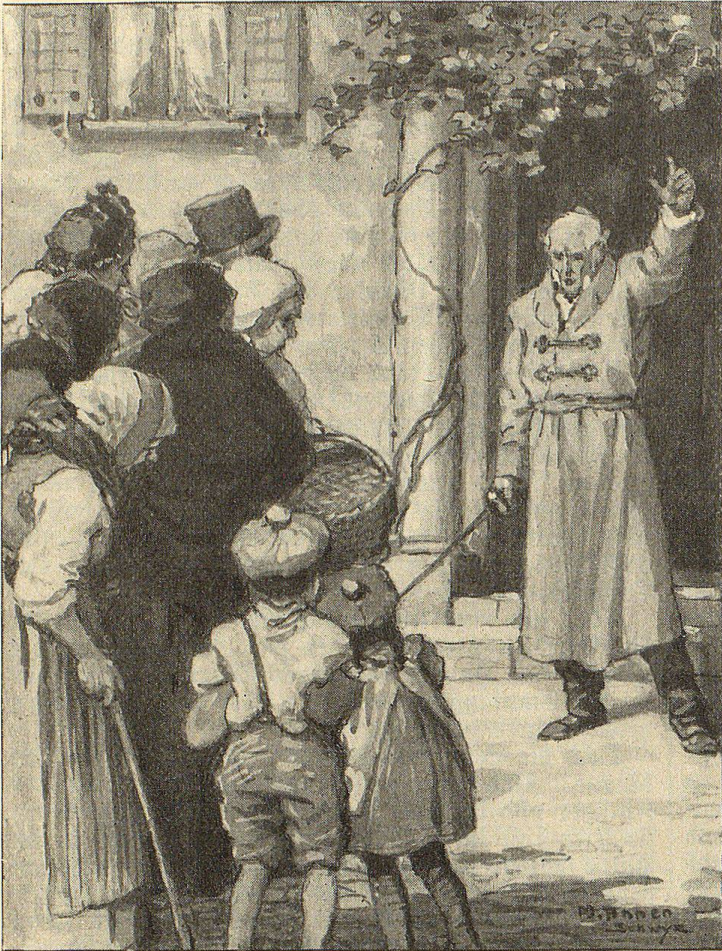
wittchen ansehen, das Schneewittchen müsse selber zu ihm kommen, damit er das Goldigste, das Süßeste und Verwunschenste aus ihren Augen, aus ihren Augen, aus ihrer Seele schöpfen könne; denn sonst sei alles, was er komponiere, wie das Bild auf dem Flügel, am Ende doch nur Papier. Es sei schrecklich, berichtete die Haushälterin, wenn er an dieser Arbeit sei. Er schließe sich dann völlig ein und dann gehe es drin oft zu, als ob eine ganze Landsgemeinde von Kobolden bei ihm zu Gast wären und dann aber wieder als ob er lebendig im Grabe läge und nach einem erlösenden Schritt aushorche. Er stöhne dann oft in seiner Stube als wäre drin das Fegefeuer. —

Es mochte ein Jahr darnach sein, da gellten aus dem Tannerschen Herrenhause fürchterliche Aufschreie, und gleich darnach erblickten die nahe dabei wohnenden Leute von Ridach einen Menschen, der aus dem Hofstort stürzte und über die Felder nach dem nahen Walde zujagte. Es ging alles so geschwind, daß sie nicht einmal ganz gewiß waren, ob der davonrasende, geisterbleiche Mann wirklich Paul Rechmann, der Organist, gewesen sei.

Aber als man nun ins Haus drang, fanden die Nachbarn zu ihrem Entsetzen den Gatten Elisas, der Tochter des Hauses, mit einer schweren Kopfwunde tot im Empfangszimmer und über ihm liegend die verzweifelte junge Frau.

Doch die Leute des Hauses drängten Neugierigen hinaus. Und draußen dann erzählten ihnen der Kutscher und der alte Hausknecht, wie sie aufeinmal, sie seien just im Hofe bei den Pferden gewesen, im Hause hätten lärmern hören. Und als sie näherzugehört hätten, wäre ihnen gewesen, sie hören deutlich, wie einer von ihrem Herrn die junge Frau forderte: „Gib mir mein Biseli“, habe er geschrien, „gib sie mir nur für ein paar Wochen! — Du willst nicht, du willst nicht? So gib mir sie doch wenigstens für einen einzigen Tag!“ habe er weiter gebettelt. „Nicht?! O, so überlaß sie mir für eine Stunde, für eine mutterseelenalleinige Stunde! Wie sollte ich sonst mein Werk vollenden können, wie sollte ich das Schneewittchen sonst wieder lebendig machen können? Bist denn nicht du der Räuber, der sie in den Wald von mir wegführte und sie umbrachte? Nun liegt sie im Glaslorg und wartet mein, daß ich sie erwecke! Gib mir sie, du mußt sie mir geben; denn ich bin der Brinz, dem du sie gestohlen hast, du...“ Doch da hörten wir unsern Herrn fürchterlich lärmern: „Hinaus mit dir, du frecher Kerl, du Lump, du Narr!“ —

Sie seien dann schleunigst zugesprungen, aber als sie das schwere Haustor aufgetan hätten, seien sie grad dazu gekommen, wie ihr Herr versucht habe, den frühern Organisten am Münster, denn der sei's gewesen, aus dem Empfangsalon hinauszuerwerfen. Hinter ihnen sei die junge Herrin völlig gespensterhaft aufgetaucht. Verzweifelt habe der Verrückte aufgeschrien: „Biseli, Biseli, Schneewittchen, komm zu mir!“ und er habe sich auf sie stürzen wollen. Da habe ihn der Herr mit einem Faustschlag zu Boden geschlagen, aber flugs sei er wieder aufgewesen; sie hätten nur noch in seiner Faust einen Schemel auf=fahren sehen und da sei der Herr wie vom Blitz



getroffen zusammengebrochen und bevor sie's hätten hindern können, denn der Schrecken hätte sie gebannt, sei der Wahnsinnige weg gewesen."

Erschrocken hielten sie inne, durchs Haustor hinkte der alte Oberst Tanner, einen Säbel in der Hand: „Hinaus, hinaus!“ donnerte er die Leute an.

Schleunigst verzog sich die Nachbarschaft aus dem Hofe und da fuhr auch schon das Hofstor zu.

Es ging lange, bis über dieses Traurige, wie man so sagt, Gras wuchs. Die Leute meinten immer noch, der Organist, dieser tolle Paul Rechmann, den man umsonst allüberall gesucht und ausgeschrieben hatte, müsse eines Tages wieder irgendwie im Städtchen, mit schwermütigen Augen, durch die dämmerigen Gassen wandeln. Aber endlich verlor man das alles aus dem Gedächtnis. Zwar behauptete eines Abends ein Nidacher Stammgast im „Löwen“, er meine den verrückten Organisten irgendwo im Bergland gesehen zu haben, aber er vermochte sich nicht mehr zu erinnern, wo das war.

Am Allerseelentage jedoch kam das schreckliche Ereignis immer wieder vor aller Augen, wenn man die Tochter des Obersten Tanner schwarzverschleiert mit ihrem Söhnchen auf den Friedhof gehen sah. Sie hatte den Knaben am Tage nach dem jähen Tode ihres Mannes geboren. — — —

Robert, der Enkel des Obersten Tanner, wuchs auf wie eine Königskerze. Er war einer der fröhlichsten Buben im Städtchen Nidach. Als er sich noch auf seiner Mutter Schoß schaukelte, war's als sähe und singe ein munteres Finklein in der Trauerweide und suche ein jeglich Zweiglein aufzurichten.

Aber ein seltsames Verbot machte den frohmütigen Knaben nun doch oft recht trübselig und auch köpfig; nämlich die Mutter hatte ihn immer wieder von aller Musik abzuhalten verstanden. Und als er nun heranwuchs und durchaus geigen lernen wollte, bat sie ihn flehentlich, davon abzustehen, und als er doch nicht nachgeben wollte und wenigstens nach Klavierunterricht verlangte, verbot sie ihm alle Beschäftigung mit jeder Art Musik. Diese habe sie unglücklich genug gemacht, und da wolle sie es nicht erleben, daß auch er darunter eines Tages zu schwerem Leid komme.

So kam's, daß er allem, was Musik hieß, erst recht nachhielt, wenn auch hinterrücks. Stundenlang konnte er in Kirchweihzeiten vor den Wirtschaften der Tanzmusik zuhören, und königlich freute er sich, als ihm einmal der Kutscher ihres Hauses auf einer Heimfahrt, da er mit ihm allein war, auf einer Mundharmonika Tänze spielte. Aber am liebsten wartete er auf des Stadtschreibers Jungen, auch im kalten Winter, bis der nach der Schule ausgehen konnte. Dann machten sie sich in einen abseitigen Schopf, und da durfte nun Robert auf der Geige seines Kameraden alles was der selbst wußte, spielen lernen. Und da er mit Andacht, ja mit Leidenschaft dabei war, hatte er des Freundes Künste bald über-

holt. Einmal gelang es ihm gar, bei einer Probe des kleinen städtischen Orchesters einwenig mitspielen zu dürfen, was ihn noch tausendmal mehr beglückte, als die Vergünstigung, die mächtige Baßgeige ab und zu zu den Konzerten schleppen zu dürfen. Wenn sich andere Knaben an schönen Sommerfreitagen etwa mit kriegerischen oder sportlichen Spielen außerhalb des Städtleins unterhielten, machte sich Robert gar oft verstoßen ans Münstertor zu St. Peter, um den etwaigen Uebungen des Organisten zuzuhören. Hier aber leistete ihm oft das Antoneli, des Lehrers Heidingers Kind, Gesellschaft. Das war gar ein kluges Blauauge und verstand es also hübsch, allerlei Volksliedlein zu singen, daß die Prophezeiung in Nidach umging, des Lehrers Heidingers Antoneli werde einmal eine berühmte Sängerin werden. Zu diesem Kind nun, das in einem engen Gäßlein der guten Stadt Nidach daheim war, schlich sich des Obersten Enkel Robert gar oft. Und es war allzeit willig, sich zu ihm aufs Vorstieglein zu setzen und vorzusingen, so lange er wollte und soviel es wußte. Und er kauerte neben ihr und schaute sie alleneil unverwandt an. Oft wars als könnte er sich an ihrer Stimme nicht satt hören, bis sie endlich aufsprang und ausrief: „Gelt, Robertli, du hast gewiß wieder einen Baken bei dir, wie letzthin. Wollen wir nicht zur Zucker-

bäckerei laufen und Zuckerkügelchen kaufen? Ich sänge dir dann morgen das Lied, das du so gerne hörst: Jetzt geh i ans Brünneli, trink aber net. Da seh' i mein herztoufige Schatz bei'ner ander'n steh'n." Also lebte das Bärchen gar oft zusammen herrlich und in Freuden. Als sie jedoch heranwuchsen, war's mit der Freundschaft aus. Das Antoneli Heidinger kam zu einem Vetter in eine große Stadt und Robert mußte an eine höhere Schule.

Und nun schien er, zur Freude seiner Mutter, völlig auf die Musik verzichtet zu haben und nur mehr an Latein und Griechisch und andere wissenschaftliche Dinge zu sinnen.

Als er aber in die Hauptstadt kam, die Großbetrieb in allem Schönen und Frohen hatte, überfiel ihn die Musik wie ein Strom und nahm ihn mit. Nicht, daß er seine Studien versäumt hätte, aber er drängte sich auch ins Opernhaus und in alle möglichen Konzerte.

Eines Abends, als er wieder in der Oper saß, fiel ihm unter dem Chor ein Mädchen auf, das seine Anmut aus den andern gar sehr heraus hob. Er setzte das Glas an und glaubte bei längerem Hinsehen in der blonden kleinen Mißgängerin eine Bekannte zu erkennen. Wahrhaftig, die hübsche Blondine mußte Antonie, des Lehrers Heidingers Tochter sein.

Von diesem Abend an ließ Robert alle Vergnügen anderer Art beiseite und wohnte soviel als möglich den Vorstellungen im Opernhause bei. Seine Augen suchten ineinemfort die kleine Choristin Antonie Heidinger. Wie sehnte er sich darnach, mit ihr zusammenzukommen! Wie oft errötete er bis in die Seele hinein, wenn er meinte, ihr Auge begegne ihm! Eines Abends nun, nach der Vorstellung, kam die Sängerin mit einem Herrn vom Schauspiel ins Restaurant, in dem er eben, in tiefes Sinnen an sie versunken, saß. Sie ließ sich mit ihrem Begleiter lachend und schwatzend an einem Marmortischen in seiner Nähe nieder. Da dachte Robert wie Blücher vor Waterloo: Vorwärts! Er erhob sich, trat ans nachbarliche Tischchen und stellte sich der kleinen Choristin als Landsmann und Jugendgespielen vor.

Antonie Heidinger zeigte sich sofort ohne alle Ziererei freudig überrascht und sagte, ihn mit offenen, muntern Augen ansehend: „Nein, wie mir das Freude macht, Ihnen hier zu begegnen! Ich will es Ihnen auch gleich gestehen, der Mund ist mir immer noch süß von jenen Zuckerkügelchen, die ich mir aus meinem ersten Geld, das mir meine Stimme von Ihnen einbrachte, kaufen durfte. Für einen, ja oft gar für zwei Bagen Zuckerkügelchen! Und die Andacht, mit der Sie meine Volksliedlein anhörten!“ Sie lud ihn ein, bei ihnen Platz zu nehmen und gar gerne ließ er sich hierzu bereden, noch schier geschwinde als ein angeheendes Jüngferlein zum Tanzen.

Sie empfahl sich jedoch bald. Beim Weggehen sagte sie ihm, daß sie sich freuen würde, ihn einmal in ihrem einfachen Stübchen begrüßen zu dürfen. „Ich bewohne natürlich keine Prunkgemächer, wie Sie sich ohne weiteres übrigens denken werden. Ich hatte seit meines Vaters Tod wenig gute Tage, aber der ererbte Frohmuth und meine Stimme, für die ich

mich voll einsetze, haben mir doch durchgeholfen. Wenn Sie's nun freut, eine arme kleine Sängerin zu besuchen, so sollen Sie mir herzlich willkommen sein.“

Die Hausleute der bessern Mietkaserne, die Antonie Heidinger bewohnte, wunderten sich allmählich über den eifrigen Besuch, den die Sängerin von einem jungen Herrn erhielt. Sie redeten hierüber wenig freundlich. Doch schien das Antonie nicht sehr zu kümmern, denn nach und nach war die Liebe zu dem dunkeläugigen, innen und außen vornehmen Enkel des Obersten Tanner in ihrem Herzen aufgegangen.

Wie sie nun eines Morgens im Stadtpark spazierten, offenbarte er ihr, was sie freilich schon lange wußte. Zwei Herzen hatten sich also gefunden.

Jetzt aber durfte Robert nicht mehr in die Wohnung der Sängerin hinaufsteigen. Doch fanden sie sich ja immer wieder nach dem Theater oder zu Ausflügen an freien Tagen.

Aber eines Abends, nach einer Tellaufführung, in der Antonie den „Walthar“ singen durfte, rief sie der Direktor zu sich und machte ihr ernstliche Vorhalte: „Sie singen und spielen nicht mehr so unbefangen wie früher, mein Fräulein,“ sprach er. „Ihre Aufmerksamkeit scheint von Dingen beabsprucht, für welche Theaterleute während der Vorstellung höchstens einen Blick aus dem Augenwinkel haben sollten. Ich wünsche sehr, Sie möchten es mir ersparen, auf Ersatz denken zu müssen! Was ich die letzte Zeit von Ihnen zu hören und zu sehen bekam, läßt mich an meinen Hoffnungen, die in Ihnen eine künftige ganze Sängerin gesehen haben, irre werden. Wollen Sie gefälligst über meine Worte nachdenken!“

Der Direktor mochte es gut meinen, dennoch, Antonie Heidinger wurde immer zerstreuter und hatte sogar einmal in einer ihrer kleinen Solorollen Mißerfolg. Es überraschte sie daher nicht sehr, als sie die Kündigung erhielt, wohl aber machte es ihr bange. Wie sollte sie sich nun durchbringen? Robert dagegen lachte, als er von der Kündigung Kenntnis erhielt; ja er strahlte geradezu vor Freude. Nun durfte er sich vielleicht doch völlig in ihre Dienste stellen und so mochte es ihm eher vergönnt sein, ihr Beweise seiner Liebe zu geben. „Nicht wahr, Süße,“ sagte er zu ihr, „nun darf ich dir eine Wohnung besorgen. Du sollst dich aufs heimeligste einhausen. Und dann habe ich wohl ab und zu das Glück, dir Gesellschaft zu leisten, mit dir über unsern Weg zu sprechen und wie ich dann den Doktor habe, machen wir Hochzeit.“

Doch sie lehnte sein Anerbieten bestimmt ab und als er immer wieder darauf zurückkam, fragte er eines Nachmittags umsonst nach Fräulein Heidinger. Sie war plötzlich abgereist und niemand wollte wissen wohin.

Nach einigen Tagen erhielt Robert ein Brieflein aus Nidach, worin ihm Antonie schrieb, daß sie in ihrem Heimatstädtchen abgestiegen sei und dort zu bleiben gedenke. Sie meinte, sich mit Musikunterricht leicht durchhelfen zu können, bis er sein Examen gemacht habe. Alsdann, wenn er sich ihrer noch erinnere, wolle sie ihm von ganzem Herzen folgen, wohin es auch sei. Dieser kurze Bescheid stimmte ihn

zuerst trübe. Aber er fand es doch gut so. Also verdoppelte er seine Anstrengungen für einen guten Abgang von der Universität.

So hieß es denn eines Tages in Midach, der junge Herr aus dem Tannerschen Haus sei wieder im Land und zwar diesmal als gutbestandener Doktor der Philosophie. Er scheine sich allweg auch etwas auf seinen Doktorhut einzubilden; denn er trage sich recht stattlich. Was machten die Leute aber für Augen, als dieser reiche junge Mann aus erster Familie die Musiklehrerin Antonie Heidinger in ihrem recht bescheidenen Zweizimmerheim in der Nähe des Hauptplatzes besuchte! Die Herren lächelten verständnisvoll und nachsichtig, aber die Damen der regstamen kleinen Stadt machten ihre Handtäschchen schleunigst mobil und behandelten den interessanten Fall der „verunglückten Sängerin“, wie sie zu sagen pflegten, in recht langwierigen Kaffeewisiten aufs einläßlichste.

Ja, es dauerte nicht lange, so kamen ins Haus Tanner, in den Briefkasten Herrn Roberts, anonyme Schreiben, die den Ruf Antoniens ziemlich schwarz malten. Diese Briefe flogen freilich ins Feuer und der junge Doktor machte seine Besuche bei der kleinen Sängerin, zum Aerger der öffentlichen Meinung Midachs, wie immer. Aber siehe, eines Tages, als eine entfernte Base im Hause des Obersten Tanner zu Besuch war und als der Alte sich davongemacht hatte, konnte sich's diese tugendbetreuende Tante nicht verjagen, der Mutter Roberts zu erzählen, welche abhäßliche Wege ihr Sohn wandle.

„Wie, eine Sängerin!“ schrie die ergraute Witwe. „Um Gotteswillen nur das nicht! Arm mag sie sein, das ist mir gleich, aber nein, von Musik will ich nichts wissen, niemals! Jede kann er nehmen, nur um aller Heiligen willen keine Sängerin!“

Sie beschied den Sohn zu sich und bat ihn, aus wehem Herzen, doch von dieser Antonie Heidinger zu lassen. Er möge sich doch vor Augen halten, wie unglücklich sie durch einen Musikanten geworden seien.

Aber es wollte alles Bitten und Jammern nichts helfen. Robert sagte seiner schluchzenden Mutter, er wolle lieber sterben, als seine Geliebte verlassen. Es half auch nichts, als eines Abends der sehr alt gewordene Oberst Tanner vor ihm jäh vom Tisch aufstand und wie das Donnerwetter über alle Musik und Gesang herzog. Aber als er sich ausgetobt hatte und sehen mußte, daß sein Enkel nicht andern Sinnes wurde, machte er, schwer verärgert, wütend rechts-umkehrt und lärmte: „Weißt du, Bursche, du brauchst dir nichts einzubilden. Diese Sängerrinnen sind eine willwännische Sorte Vögel! Sie lieben wie die Elstern Gold und Glanz und sind im übrigen noch federleichter als diese. Und da sollte ich dieses Schullehrers Antonie, diese danebengelungene Sängerin, ins Haus nehmen? Lieber haue ich meinen altehrwürdigen Wappenschild zusammen! Und nun sage ich dir, morgen muß deine Mutter ins Bad reisen, denn sie ist von dieser Geschichte ganz krank geworden. Und wenn du nun willst, daß ich dich noch eines Blickes würdige, so begleitest du sie. Was sagst, willst du?“ — Doch er wartete die Antwort nicht ab; denn er hielt es für unmöglich, daß ihm sein sonst in

allem so ergebener Großsohn nicht auch hier und schließlich in der ganzen peinlichen Angelegenheit zu Willen sein werde.

Am andern Morgen, als der Oberst Robert um Besorgung der Fahrkarten bitten wollte, war der nicht zu finden. Wie der Alte aber gegen Mittag, böser Ahnungen voll, bei Antonie Heidinger nach ihm fragen ließ, erzählten die Hausleute, der junge Herr sei mit der kleinen Sängerin am frühen Morgen abgereist; kein Mensch wisse wohin.

Roberts Mutter wollte fast verzweifeln. Sie klagte ihren Vater an, er sei zu draufgängerisch, zu heftig gegen Robert gewesen. Der aber brummte erst, begann sich dann auch Vorwürfe zu machen und sich zu ängstigen. Und dann kam's über ihn. Er ließ einspannen; denn ein Dienstmann hatte sich zu ihm geschlichen und ihn wissen lassen, daß der junge Herr mit seiner Geliebten nach dem einige Stunden entfernten Bergdörflein Hochstalden verreist sei, er habe ihm den Koffer besorgt.

Um die Mittagszeit fuhr also ein rascher Zweispänner zu Midachs Mauern hinaus. „Sakerlot“, jagte der alte Oberst Tanner zu seiner schwermütig in die Landschaft hineinschauenden Tochter, „mach doch nicht so ein Gesicht, Elisa! Das geht doch die Leute nichts an, was uns plagt! Es hat jedwedes Bein seinen eigenen Schatten und begehrt daher niemand nach den unsern. Zudem, herrgottabeinander, wir werden die Vögel fangen, ich schwör's dir; sie sind noch nicht aus der Welt. Und außerdem, die Vögel denken in der Liebeszeit mehr ans Nisten als ans Reisen, selbst wenn es Störche sein sollten. Also, Kopf hoch! Und dann, ja, wenn es um Leben und Sterben geht, ja, du mein Gott, ist man schließlich auch nicht von Granit! Ich weiß freilich nicht recht, soll ich nun leider sagen oder gottlob. Red etwas, Elisa, red etwas! Ich kann's einfach nicht haben, daß wir so dahinfahren mit Gesichtern, als ob wir, wie Elias, der Prophet, aber nur nicht so feuerfest, in einem glühenden Wagen säßen. Schau doch etwas gefaßter in die Welt!“

Aber die schwarzgekleidete Frau konnte nicht antworten. Sie verbarg ihr Angesicht hinter dem herabsinkenden Schleier und ergriff weinend ihres Vaters zitternde Hand.

Als der Wagen nach kurzem Aufstieg aus einem Buchenholz hinauskam, taten sich die nahen Alpen vor den bekümmerten Augen des alten Obersten auf. Seine Tochter aber lag ihm schlafend im Arm, aber ihre Augen standen noch voll Tränen.

### III.

Es war ein freundlicher Abend. Das flüchtige Pärchen, Robert und Antonie, saßen Hand in Hand vor dem Gasthof des Bergdörfleins Hochstalden. Sie wandte kein Auge von ihm, aber er schaute gedanken-schwer hinab auf den Fluß, der in vielen Windungen durchs enge Tal ging.

Mit einemal schoß er auf und staunte nach dem Bergpfad, der sich nach Hochstalden empormand. Er erblickte ein Gefährt mit zwei Pferden und trotz der noch ansehnlichen Entfernung meinte er die Insassen des Wagens zu erkennen. „Ja“, rief er aus, „gewiß

sind sie's! Der Großvater und die Mutter! Ich hätte mir's denken können, daß man uns auf die Spur kommen werde. Aber Liebe und denken — nun 's ist jetzt so. Antonie, was sagst du, was sollen wir tun?"

Die Sängerin schaute ihn etwas betroffen an, dann sagte sie still, bestimmt: „Ich folge in allem dir, Lieber. Sag' aber, wollen wir ihnen nicht entgegengehen? Oder“, setzte sie rasch bei, „wünschst du, daß ich mich unsichtbar mache?"

„Komm, Antonie,“ machte er aufgereggt, „sie sollen uns nicht finden! Wir wollen uns heute höher hinauf flüchten; denn zu Tal können wir jetzt nicht. Und dann morgen, wenn wir alle die erste Aufregung hinter uns haben, ja dann steigen wir wieder nach Hochstalden hinab zu ihnen. Und gelingt es uns dann wieder nicht, den Großvater zu gewinnen und die Mutter, und sie ist das schwerste, so laufen wir irgendwohin in die Welt hinaus, dem Wegweiser unserer Liebe nach, nicht!“

„Ja, Robert.“

Sie hasteten ins Hotel und eine Weile darnach verließen sie's durch eine Hintertüre.

Bald darnach hielt vor dem Gasthof der Zweispänner des Obersten Tanner.

Das bergansteigende Paar sah es deutlich; aber dann geriet es in einen wilden, durcheinandergetollten Bergwald.

Wie sie den Hochwald hinter sich hatten, sahen sie, daß die Sonne im Untergehen war. Mit brennenden Augen schauten die kleinen Fenster der braunen Tätschhäuschen von den Geländen der Bergmatten in die dämmernden Täler hinab. Aber irgendwo mußte ein Wolkenumgang sein, denn die Sonne erstarb mit einemmale völlig.

Und nun kamen sie zum obersten Häuschen der Hochstaldener Weiden. Sie hielten an. Ob diesem Häuschen mochte die Welt ein rasches Ende nehmen; denn ob ihm schienen nur reitige und runfige Abhänge von vielzackigen Berggräten abzufallen.

Natlos schaute Robert sich um. Wo sollten sie nun hin? In der Wildnis ob ihnen gab es ja wohl kein menschliches Heim mehr und das Häuschen, vor dem sie nun standen, war ihnen zu nahe beim Hochstaldener Gasthose. Nein, heute wollte er nie und nimmermehr mit seinen Leuten zusammentreffen. Er könnte es nicht ertragen.

„Lieber,“ sagte jetzt leise Antonie, „sag, willst du nicht doch zu deiner Mutter heimkehren? Ich werde in diesem Häuschen hier gewiß für eine Nacht Unterschlupf bekommen. Schau, Robert, deine Mutter und auch dein Großvater sind so unglücklich. Und daß sie's meinetwegen sind, plagt mich bis ins Herz hinein. Geh, Guter, Treuer, zu ihnen! Ich will dir nie böse sein. Und glaube mir, ich werde meinen Weg schon finden.“

Hoherregt wollte er ihr antworten, da wurde im Häuschen nebenan ein Fenster zurückgeschoben und eine alte Frau fragte heraus: „Wollt Ihr etwa zum Orgelnarren da oben auf der Hellrüti?"

„Freilich, Mutter,“ sagte Robert kurzbesonnen. „Habt Ihr vielleicht jemand, der uns den Weg zeigen kann?"

Die Alte rief ins Haus hinein: „Wysel!“ — „Ja?“ — „Sollst Herrenvork mit zum Orgelnarren auf's Hellrütiweidlein nehmen. Fleiß dich! Kannst etwas verdienen!“ Und nun streckte sie ihren grauen, unmordentlichen Kopf wieder aus dem Fenster und sagte: „Der Wysel, unser Geißbub, kommt mit Euch. Er muß just dem wunderlichen Fremden da oben etwas Molken und Eßzeug bringen. Weit ist's ja nicht; 's ist gleich das letzte grüne Weidlein unter den Bändern und Kieselten der Heitligeerfirten.“

Jetzt erschien der Wysel, ein rotbackiger Bub. „So, so“, sagte er zu Robert, „Ihr wollt zum Orgelnarren da oben! Wo kommt Ihr denn her? Seid Ihr etwa verwandt mit ihm?“ Aber ohne die Antwort abzuwarten betrachtete er mit bedenklichen Augen die Sängerin. „Wißt“, sagte er, „ich hab' lezthin auch ein paar Jungfern führen müssen und die wollten gleich zuoberst auf den Heitligeer hinauf. Und dann brachten sie's nicht einmal bis auf's Hellrütiweidlein. Und wißt Ihr wegen was? Sie haben eben auch so Hoffahrtsnäpichen an den Füßen gehabt, statt rechter Schuhe, wie die da.“ Schier verächtlich schaute er nach den zierlichen Halbschuhen Antoniens und setzte bei: „Ich meinerseits hätte die lieber im Gasthof unten gelassen; denn was gilt's, sie hocht uns jeden Steinwurf weit ab.“

„Das wollen wir jetzt gleich sehen“, machte frisch auf Antonie und gleich begann sie den Anstieg im steinernen Fußweglein. Robert folgte ihr nachdenklich und ihnen nach klapperte der Geißer in seinen Holzschuhen. Niemand redete; denn der Geißbub, der's probierte, erhielt keinen oder gar kurzen Bescheid. Sie kamen geschwind hoch, denn es wurde immer steiler und tief unter sich sahen sie jetzt Hochstalden mit seiner Kirche liegen, als ein über die Hochweiden weitererstreutes Dorf. Aber als sie genauer hinschauten, meinten sie ums Hotel eine gewisse Aufregung zu bemerken. Es war ihnen, als hasteten dort die Leute unsicher durcheinander. Gewiß suchte man nach ihnen! Aber nein, heute wenigstens sollte man sie nicht mehr zu sehen bekommen!

Schier erschrocken horchten sie auf, als sie aufeinmal etwas wie ein fernes Donnern vernahmen. Und wie sie aufschauten, gewahrten sie einen Bergzacken, der eben aufgetaucht sein mochte. Er trug eine ungeheurere Wolke, wie eine hohe Pelzmütze. Und jetzt erhellte diese ein Wetterleuchten plötzlich zur ungeheuren Infula, als streckte ein gespensterhafter St. Nikolaus sein Haupt aufeinmal in die Welt hinein. Und die Wolke schwoll an wie der Hund im Märchen, bis daß sie zuletzt Himmel und Erde auszufüllen schien.

Von Hochstalden herauf kam das Wetterläuten. Immer wieder ließ sich ein noch fernes Donnern hören. Da mochte ja wohl ein böses Gewitter sich sammeln! Es war grad als ob es nicht losbrechen wollte, bis es alle seine Wolkenvölker, auch die fernsten, zusammengezogen hätte, um es dann wie ein mächtiges Kriegsheer umso böser machen zu können.

Der Weg wurde rauher und rang sich jetzt durch ein wildes Tobel. Aber Antonie hielt zur Verwunderung des Geißbuben tapfer aus.





„Ist's noch weit?“ fragte jetzt Robert mit besorgten Augen den Jungen.

„Gleich sind wir oben beim Orgelnarren.“

„Ja, sag', was ist's denn mit diesem Menschen, den ihr den Orgelnarren nennt?“ wunderte Antonie.

„Mit dem“, antwortete der Bub, „mit dem ist's nicht viel, ist halt ein Fremder. Bei Trost ist er auch nicht ganz, aber die Mutter sagt, wenn alle zu Hochstalden, die sich für vernünftig halten, so verständig wären wie dieser Narr, die Weiber würden dann nicht so frühzeitig abgehend und buckelig, daß sie schon ein paar Jahre nach der Hochzeit herumtriechen als täten sie den ganzen Tag ihr Grab suchen.“

„Ja, ist er denn ganz allein, was treibt er denn?“ wollte die Sängerin weiter wissen.

„Der Alte, was der macht? He“ sagte der Geißer, „orgeln tut er und singen und so närrisch daher schwagen, daß man oft eins herauslachen muß. Aber auch schon hat's mir vor ihm gefürchtet und ich bin ihm einmal davongelaufen, als er so Augen an mich hin gemacht hat. Sonst ist er gut wie Kirchweihkrappen.“

„Was sucht er denn da oben?“

„Wißt“, erzählte der Bub, „da oben sind vor etlichen Jahren noch Häuschen gewesen. Aber jetzt steht nur noch die große Kirche, die nicht einmal mehr

Glocken im schiefstehenden Turm hat; denn wir haben sie auf Hochstalden in die neue Kirche heruntergenommen. Sie steht noch alleweil zwischen den zwei bösen Wildbächen.“

„Wie ist denn das gekommen?“ wollte Antonie wissen.

„Ja, freilich, das will ich Euch schon erzählen“, meinte der Wpsel, „wie's da zugegangen ist. Ich hab's schon manchem Fremden berichtet.“ Es sei noch gar nicht lange her, begann er zu erzählen, da hätten die Leute von Hochstalden bis da hinauf auf Hellrüti jeden Sonn- und Feiertag ins Tal hinab, völlig in die Ebene hinunter, zur Kirche gemußt. Das sei besonders den Alten immer beschwerlicher geworden und gerne hätten sie eine Kirche auf die Hochstaldener Weiden gebaut, wenn sie das Geld hiefür gehabt hätten. Die Unterstaldener hätten ihnen aber mit keinem Rapfen helfen wollen. Da sei denn eines Tages ein reicher Holzhändler gekommen. Der hätte ihnen versprochen, eine schöne Kirche zu erbauen, falls sie ihm den großen Wald an den Hängen der Heitligeergräte überließen. Lange sei die Sache hin- und hergezerrt worden, aber eines Tages hätten sich die Hochstaldener mit dem Holzhändler geeinigt. Er habe einen gewaltigen Haufen Geld für den Wald, den er sogleich zu schlagen begonnen habe, zahlen müssen. Wie nun die Hochstaldener sich das viele Geld so recht angesehen hätten, seien sie gar hoffärtig geworden und also sei beschlossen worden, sie wollen den Unterstaldnern zu Leid nun eine Kirche erbauen, die größer als die ihrige, ja weit im Lande herum die größte sein solle. Würde das Geld allenfalls nicht

ausreichen, so täten sie's darnach machen wie der Pfarrer zu Widershausen und es auch nach und nach in der Welt herum zusammenbetteln. Dazu wollte man nun die Kirche mit einemmale auf der Hellrütiweid, immerhin eine ziemliche Weite ob Hochstalden, zwischen den dortigen letzten Tätschhäuschen haben, damit man sie ja recht weitherum sähe und alle Welt erführe, daß das die neue Kirche der Hochstaldener auf Hellrüti sei. So haben sie alsdann eine Kirche da hinauf gebaut, erzählte der Geißer weiter, und einen alten Pfarrer in das Häuschen daneben hineingesetzt. Und es habe den Hochstaldenern auf einmal nichts gemacht, daß sie fast eine Stunde lang bergan mußten am Sonntag, obwohl sie doch vorher schier haben umkommen wollen, wenn es galt, zu Tal zur Kirche zu gehen. Aber das dümmste war doch, habe die Mutter gesagt, daß sie nun auch noch meinten, sie müßten im ganzen Bergland herum die größte Orgel haben. Da habe alles Wehren dagegen nichts helfen wollen. Ihre Orgel sollte noch größer werden, selbst als jene landumbekannte der Widershauser. Kurzum, sie wollten sich durchaus ins Geschrei bringen. So sei denn eines Tages eine schöne Kirche auf der Hellrüti da oben gestanden und eine Orgel drin, wie ein Heustock so groß, und vorn dran eine ganze Reihe Pfeifen, wie Zaunpfähle und Tele-

graphenstangen von lauter Silber. Aber da habe sich's gezeigt, daß sie niemand habe spielen können, nicht einmal der Schullehrer. Bloß wenn der Föhn von den Flüssen herab über Hochstalden hergefahren sei, haben die Leute behauptet, sie hörten die Hellrüter Orgel. So sei's denn geblieben. Aber kaum ein Jahr nachher, die Leute auf Hellrüti seien gerade zum Wildihenen weg gewesen, sei ein fürchterliches Gewitter über die Hellrütiweid gekommen. Das Hochwasser habe getan wie der Teufel; es habe sich zur Kirche und den paar Häuschen heruntergewälzt und sich just ob der Kirche in zwei Bäche geteilt und alles zu beiden Seiten mitgenommen. Kurzum, auf einmal seien da nur noch Steinhausen gelegen, wo vorher eine grüne Weid war. Gottlob, daß es wenigstens keine Leute gekostet habe. „Aber von da an haben wir wieder zu Tal in die Kirche und Christenlehre gemußt,“ berichtete der Wpsel weiter und das hat die Leute nun noch mehr verdrossen als vorher; denn die Unterstaldner haben sie gehörig ausgelacht. Denn, sagt meine Mutter, sie habe es immer gesagt, es sei eine Hoffart und eine Dummheit vor Gott und Menschen gewesen, die Kirche so weit hinauf und von den meisten Leuten ab zu bauen. So sind eben die starkbeschädigte Kirche samt der Orgel und einem Häuschen in der wüsten Welt allein zurückgeblieben. Freilich, die Orgel hätte man schon am Frühling nach Hochstalden in die neue Kirche hinunter genommen, wenn der Alte nicht versprochen hätte, er wolle sie völlig in Ordnung bringen, wenn man ihn den ganzen Sommer lang oben auf ihr spielen lasse. Und wahr ist's, machte der Bub eifrig, „seitdem er sie gemacht hat, tönt sie gar schön.“

„Aber wie ist denn der Alte, zu dem du uns führen willst, da hinauf gekommen?“ fragte Antonie.

„Heja,“ antwortete der Geißer, „er ist eben heuer eingangs Frühling nach Hochstalden heraufgestiegen und dann bei uns in den Bergen geblieben. Arm ist er allweg nicht grad; denn er bezahlt alles was er braucht und mir hat er schon manchen Baken gegeben. Nämlich eines Tages, als ich die Geißer droben gegen die baufällige Kirche zu gesömmert habe, habe ich auf einmal die Orgel, und zwar zum erstenmal in meinem Leben, spielen hören. Und wie ich nun in die Kirche hineinhorche, sie hat ja keine Türen mehr, merke ich noch nichts. Aber wie ich mich dann überall drin umsehe, finde ich den närrischen Alten an der Orgel, und da hat er mir Geld gegeben, auf daß ich den Blasbalg bei der Orgel stampfe. Und so konnte ich's denn hören, wie schauerlich schön er zu spielen versteht. Von da an trete ich ihm nun gar oft den Blasbalg. Er hat auch eine heillos starke Stimme. Nur wenn Leute kommen, versteckt er sich im nahebeistehenden Häuschen beim großen Bergahorn und riegelt alles ab. Die Hochstalder lassen ihn machen. Sie hoffen, er verbessere ihnen die Orgel immer mehr und vielleicht bleibe er dann, wenn sie selbe im Herbst herunter holen ins Dorf, und spiele in ihrer neuen Kirche beim Gottesdienst. Jedoch,“ meinte der Geißbub, „das kann ich nicht glauben. Das merkt man doch wohl, daß der Orgeler im Kopfe nicht richtig ist und daß er oft tagelang nicht

zur Kirche hinausgeht, sondern nur immer in die Orgel hineinflaut und dazu Zeug vor sich hin redet, das kein Mensch versteht. Drum sagt man ihm ja auch in Hochstalden unten nur noch der Orgelnarr.“

Es donnerte heftig. Aber nun bogen die still gewordenen Wanderer um eine Felsennase und da fanden sie sich, zu ihrer Verwunderung, auf einmal auf einer kleinen Hochweid, unter vielzähligen, windumbrausten Höhenfirsten mit gähen Geröllhalden und tiefen Runsen. Auf dem Weidlein aber standen, zwischen zwei fast trockenen Wildbächen, eine Kirche mit abgedecktem Turm und ein windschiefes, schwarzgefunntes Häuschen, das in einen der Bäche hinein hing.

„Da ist's nun,“ machte der Geißbub halblaut. „Und seht ihr, dort drüben, nahe beim Häuschen, auf den Steinen unterm großen Ahorn, hockt ebengrad der Orgelnarr.“

Ein Wetterleuchten ging über die Welt und ließ für einen Augenblick die verlassene Kirche grell und unheimlich aufscheinen.

Schier langsam, zögernd, folgte das Paar dem Geißer. Seine Holzschuhe klapperten über die Steinwüste hinweg.

Auf einem Steinblock, unter dem mächtigen Ahorn, hockte, dunkel gekleidet, ein schneeweißer Alter. Er hatte die Hände über die Knie gefaltet und schaute zu den wilden Gräten des Heitligeer hinauf.

Es donnerte näher und wollte nicht zu großen aufhören. Aber immer mehr nachtete die kleine Hochweide zu.

Da horchten sie auf. „Er hat sich an die Orgel gemacht, der Meister,“ redete es mit tiefer, wander müder Stimme unterm Ahorn. „Nun wird er sie wohl weltum gehen lassen. Wer Ohren hat der höre!“ Jetzt wandte sich der Alte unversehens den Herankommenden zu und staunte sie mit abgründigen Augen an. Aber als sie, fast erschrocken, vor ihm anhielten, lächelte er und sagte: „Aha, Brautleute, wohl gar ein Hochzeitspaar!“ Eine Weile sah er sie stumm an, dann machte er, und seine Stirne, die ausah wie ein Friedhof im Wetterleuchten, unvölkte sich: „Ach, Ihr kommt wohl, um Euern Hochzeitstag hier oben abzuhalten und Ihr meint, ich solle Euch die Feiertagsmusik dazu machen!“ Er ließ den Kopf sinken und redete halblaut vor sich hin: „Seht, meine Lieben, da war denn einmal ein Mensch, ein blutjunger Mensch, der hätte auch gerne Hochzeit gehalten; denn es hatte sich in seinem Herzen soviel Liebe von Urgroßvätern und Urgroßmüttern her gesammelt, daß er ein Weib tausend Jahre lang damit hätte glücklich machen können. Aber er war zu arm und als das seine Braut merkte, ging sie ihm heimlich davon und setzte sich zu einem Reiter aufs hohe Roß. Trab, trab, trab!“ machte er jetzt mit steigender Stimme, „da reiten sie nun zusammen zur Hochzeit und lachen den Bettler aus. Aber,“ er wurde immer lauter, „als sie nun am Altare standen, da sprang ein böser Geist aus der Orgel und das war der verhöhte Bettler und der stahl der Braut den Hochzeitstag und schlug ihn ihrem goldenen Reiter also um den Kopf, daß er — doch,“ setzte er, sich mit schier erschrockenen Augen umsehend, bei, „reden wir nicht mehr davon; denn

es ist nicht wahr, glaubt's nicht, er ist nicht tot, wohl aber jener gelüftige Bettler, der durchaus seine Braut nicht stehlen lassen wollte. Es heißt, er habe sich an seiner Rache vergiftet und sei für alle Ewigkeit gestorben. Still," machte er, „lassen wir die alten Geschichten im Frieden ruhen; denn es steht geschrieben: Heißa, Brüderchen, lustig sein, heiße Weiber, kühler Wein — Kommt!" gebot er, sich erhebend, freundlich, „kommt, meine lieben Kinder Gottes, ich will euch in die Kirche führen. Da gibt euch der liebe Gott in eigener Person zusammen. Und ich will euch dazu die Orgel spielen, obwohl ich's freilich nicht so gut kann wie er, dessen Notenblatt der ganze Himmel voll Sternen ist. Und du," wandte er sich schier herzlich an den Geißbuben, ihm über den Blondkopf streichelnd, „du bist auch da!"

„Allweg," sagte frisch auf der Geißer, „Ihr sollt den Vorbruch hier essen. Die Mutter schickt mich. Hab' auch noch ein großes Brot bei mir. Und morgen früh fahr' ich wieder mit den Geißern dahinauf wie immer und bleibe den ganzen Tag bei Euch. Und da die zwei Fremden," er schaute sich nach seinen Begleitern um, „wollen zu Euch, sagt die Mutter. Gläublich wollen sie Euch auf der Orgel spielen hören."

„Ja," meinte der Alte mit traurigen Augen, „deine Mutter meint wohl, ich sollte den zwei jungen, lieben Leutchen da Hochzeitstänze aufspielen. Aber schau, Wüßel, das kann ich nicht. Ich hab' sie alle vergessen. Und wenn ich noch etwa einen tanzenden Gedanken im Kopf habe, merk, bis er in die Finger hinauskommt, ist er schon ein Leichengänger, der nur Trübsal orgelt. Aber ich will ihnen von dem unendlichen Weh jener armen, törichten Jungfrauen spielen, als sie das Thor zur ewigen Seligkeit verschlossen fanden. Sie gefroren dann zu sieben Schneewittchen."

Er setzte sich wieder auf den Steinblock und begann aus dem Kapse, den ihm der Bub rasch aus dem Häuschen geholt hatte, die dicke Milch auszulöffeln.

Alsdann legte er gleich wieder alles beiseite und schaute mit großen, verwunderten Augen auf seine Gäste. Er schien über etwas Fernes, in ewiger Weite Liegendes, nachzudenken. „Sagt an", fragte er plötzlich das heimmüthig in die werdende, gewitterige Nacht hineinschauende Paar, „sagt, meine Lieben, was sucht ihr denn hier oben in der Einöde?"

„Nichts, guter Vater", antwortete rasch die Sängerin.

„Dann sind ihr auf guten Wegen," meinte der Alte, „denn etwas Besseres als nichts könntet ihr ja auch in der ganzen Welt nirgends finden. Aber sagt, woher kommt ihr denn?"

„Von Aidach," antwortete Robert.

„Von Aidach?" Der Alte schien betroffen. Er schaute ins Weite und dann betrachtete er forschend seine Gäste. Und nun leuchtete es in seinem Gesicht auf: „'s ist wie ein Hochzeitstanz," murmelte er.

Ein gewaltiges Wetterleuchten verwandelte den Bergahorn in ein Höhenfeuer. Nur für ein „Absterbensamen", dann donnerte es in einemfort als könnte es in Ewigkeit den Ausweg aus der wilden Bergwelt nicht finden.

Antonie faßte unwillkürlich und gar fest ihres Geliebten Hände. Höllepechschwarz kam's über die Heiligeergräte hinein. Ein furchtbares Unwetter schien die Hellrütiweid überfallen zu wollen. Schon fielen die ersten schweren Regentropfen aufs trockene Steingeröll. Es wurde stockfinster.

„Jetzt ist's hohe Zeit, daß wir uns in die Kirche machen!" lärmte der Geißbub, „ins Häuschen da dürfen wir ja doch nicht; der Bach könnte es mitnehmen; kommt, kommt!"

Unsicher schauten die jungen Leute sich an.

„Ja, kommt, gebot jetzt der wunderliche Musikant, kommt, folgt mir in die Kirche! Dort ist Schutz und Friede. Wohnt denn dort nicht Gott? Es steht aber geschrieben: Unser Herz ruhet nicht bis es ruhet in Gott. Kommt!"

So flüchteten sich denn alle in die Kirche, um deren abgedeckten Turm miteinemmal der hereinbrechende Sturm jauchzte. In der Kirche, in die der Wind durch offene Türen und halbzzerbrochene Scheiben hineinzukommen suchte, war's dunkel. Aber bald dämmerte es darin; der Alte hatte ein paar Kerzen, die auf einem kleinen Leuchter standen, angezündet. Der stand nun auf dem völlig kahlen Hochaltar; seine Flämmchen flackerten gar unruhig und fast wunderbar wars, daß sie doch nicht auslöschten.

Jetzt nahm der Alte, dessen weißes Haar im Winde flog, den Geißer an der Hand und sprach laut: „Folge mir, mein Lieber! Du sollst, wie schon so oft, Gott dienen und der heiligen Kunst!"

Robert und Antonie hatten sich, eng umschlungen, unter den Leuchter auf die unterste Stufe des Hochaltars gesetzt. Mit großen, schier gierigen Augen suchten sie dem Alten durch die dunkle Kirche zu folgen, bis er mit seinem Gehilfen unter der Vorkirche verschwand. Sie lauschten und lauschten. Sie hörten Schritte treppansteigen. Aber jetzt verschlang diese das wilde Rollen und Grollen des Donners. Doch ein alles erhellender Blitz zeigte ihnen für einen Augenblick die große Orgel. Und während sie noch übertraut, ja erstaunt ins Dunkel hinausschauten, ging miteinemmale ein berückendes Säuseln, dann ein silberkügelnfeines Quirren und Richern im toten Gotteshause um, als ob die Englein mit den entschwindenen Kirchenpatronen und -patroninnen wieder in die Kirche zurückkämen, und als hätten sie aus Versehen das Himmelstor offen gelassen und es löße nun das ferne, ferne Harfenspiel des ganzen Himmelreiches durch die Fenster herein. Aber jetzt kam von irgendwoher eine mächtige Stimme: „Wie bist du schön, meine Liebste, wie schön bist du! Deine Augen sind wie die Zauberaugen und dein Haar wie die Ziegenherde, die vom Berge Galaad heraufkommt. Du bist ganz schön, mein Liebste, und an dir ist kein Makel!"

Wie gebannt, verzaubert, saßen Robert und Antonie da. Aber als die Stimme verging und nur noch der goldene Strom der Orgel, der sie getragen hatte, dahinrauschte, umschlangen sie sich stumm in heißer Leidenschaft. — Wo waren sie denn hingeraten? — Was war das für ein Tag? — Hatte sie nicht Gott in diese verlassene Kirche hinaufgeführt? — Aber die

Donner gingen um und es war als spielten sie mit der immer gewaltiger ansteigenden Orgel zusammen.

Aber nun war's, als rolle und tose ein Anderes, ein Unnennbares, in die Donner- und die Toneswogen der Orgel hinein. Und miteinemmale krachte und bebte es um und in der Kirche und sie schien zu schwanken.

Da schoß auch schon der Geißbub von der Vorkirche herunter und schrie: „Jesus, Maria und Josef! Die Wildwasser kommen von den Heiligeerflühen herunter!“

Und bevor sie recht wußten, was mit ihnen geschehe, stand der Alte bei ihnen, riß sie auf und schleppte sie zur Kirche hinaus: „Weg, fort,“ rief er aus, „ich weiß euch eine Arche!“

Draußen war's unheimlich heiter. Ueber den schwefelgelben Himmel schien das unendliche wilde Meer, mit zerfetzten Wolfenfahnen, zu rasen. Immer wieder blitzte drin die Peitsche auf. Aber das Tosen, das Orgel und Donner in der Kirche zugebedt hatten, war das schaurige Weggrennen der Wildbäche, die nun zu beiden Seiten der Kirche, in milchkaffeebraunen Fluten, ihre Steine mit sich wälzten. Die Kirche krachte in allen Wänden.

„Der Herr will es“, jagte ruhig, schier leise, der Alte, „die Kirche stürzt ein, auf daß eine Orgel und ihr Spielmann stille werden. — Und hier,“ machte er laut, „hier auf diesem Felsen hat euch Gott vor zwei Jahrhunderten einen Baum wachsen lassen, indem er euere Not vorausgesehen hat. So macht euch denn rasch hinauf, denn es ist hohe Zeit!“

Der Alte hatte sie unter den Bergahorn gezogen. Aufatmend hielt er an. Aber als er sie nun ungeschlüssig stehen und nach den Wildbächen, die unweit zu beiden Seiten alpbab donnerten, auschauen sah, packte er Robert an: „Hinauf, wenn dir deine Braut lieb ist, hinauf mit euch allen!“

Da hochte der Wiesel schon im mächtig ausladenden Geäste oben und nun zog auch der zum Tod erschrockene Robert seine Geliebte in die schützende Krone.

Raum saßen sie fest, hörten sie den Geißbuben schreien: „Der Orgelnarr, der Vater Orgelmann geht unter, er ertrinkt!“

Entsetzt starrten sie in die dämmrige Nacht hinein. Und nun meinten sie zu sehen, wie sich der wahn sinnige Alte durch die immer mehr alles überflutenden Wildwasser nach der Kirche durchzuarbeiten suchte. Zweimal fiel er, aber endlich brachte er's bis zu einer Kirchentüre, durch die auch schon Wasser zu laufen schien. Aber durch die Fenster sah man noch den Dämmerchein des kleinen Leuchters auf dem Hochaltar an den Kirchenwänden herumgeistern.

Jetzt ein Donnern und dann ein Krachen und Dröhnen; es war als bebte die Erde, als führe eine Grundlawine vom Heiligeer ab.

„Die Kirche, Jesus Gott im Himmel, die Kirche!“ schrie der Geißbub auf.

„Ja, ja, die Kirche ist eingestürzt!“ rief Robert aus.

Aber nun rauschten und tollten schon wieder die Wildwasser dahin und da wo noch eben, als ein Dunkles, Ungeheuriges mit roten Augen, die Kirche

gestanden hatte, glänzten und gleißten jetzt die rasch strömenden Fluten im Wetterchein.

„Heilige Muttergottes,“ jammerte der Geißer auf, „der Orgeler ist tot! Grad als er in der Kirchentüre gestanden ist, ist sie zusammengestürzt. Nun ist er gewiß tot, gewiß ist er tot!“

„Vielleicht“, machte jetzt mit zitternder, verängstigter Stimme Antonie, „vielleicht hat er sich doch noch retten können, er, der Gute, der uns vor dem Untergang zu retten hoffte.“

„Nein,“ rief jetzt Robert, fast jauchzend aus, „nein, der uns in Wahrheit gerettet hat; denn schau, schau hin, Liebste, die eingefallene Kirche hat einem der beiden Bäche den Weg verlegt und nun strömt das Hochwasser alles nur noch auf einer Seite ab. — Gott Lob und Dank in Ewigkeit, wir sind gerettet!“

„Ja,“ rief der Bub aus, „freilich ist's so; nun können wir bald durch den einen Graben auf die sichere Seite waten! Ach, wenn nur der Orgelnarr, der Vater Orgelmann zu uns auf den Baum gestiegen wäre!“

„Ja,“ klagte Antonie, „wenn's doch Gottes Wille gewesen wäre!“

„Ich hätte ihn gewiß nicht weggehen lassen,“ jagte Robert bedrückt, „aber es war ja alles in einer fürchterlichen Hast und er war so ungehalten und tat so aufgeregter bis wir da oben saßen! Und wie ich dann nach ihm gesehen habe, war's schon zu spät.“

Ein tiefes Schweigen, das die rauschenden Bergwasser noch zu vertiefen schien. Aber nun sahen sie's deutlicher: einer der Wildbäche war verschwunden.

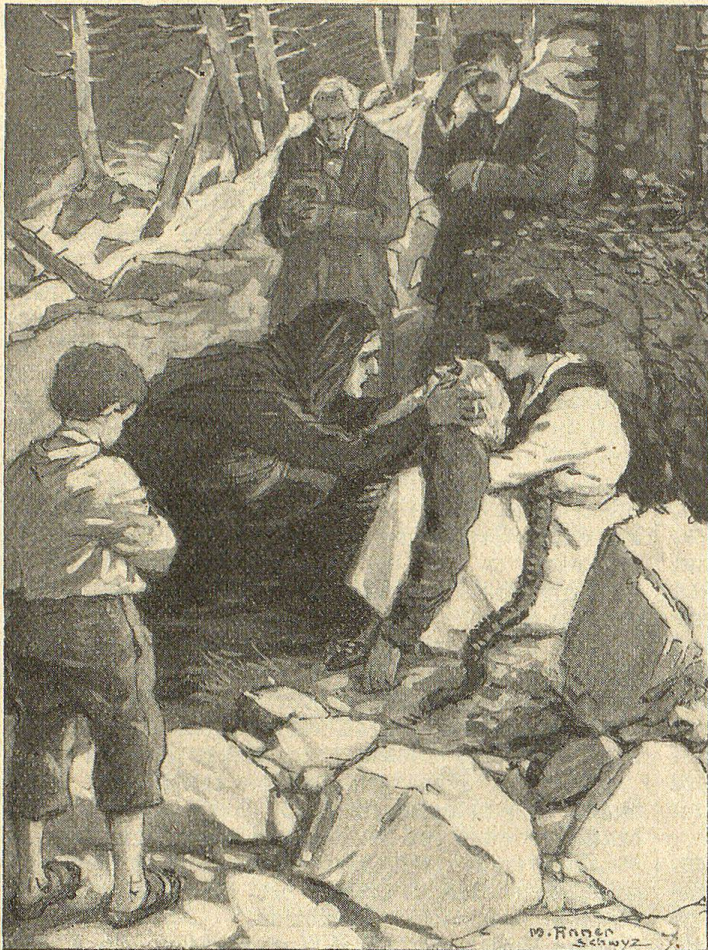
„Nun wollen wir aber fort und über den ausgelauenen Bach,“ lärmte der Geißbub, bevor er vielleicht doch wieder durchbricht.“

Aber Robert hatte mit Antonie schon den Abstieg begonnen. Und als Wiesel vom untern Geäste des Bergahorn, an einem starken Ast hängend, sich aufs nun trockengelegte Gestein fallen ließ, trug Robert seine Braut schon durch den Schlamm des abgelauenen Baches. —

Die Nacht war mittlerweile immer sternenreicher geworden; das Unwetter hatte sich verzogen. Und da saßen Robert und Antonie nun herzanherz auf dem sichern Steinport, aber die Sängerin hatte es wild gepackt, sie konnte nicht zu schluchzen aufhören. „O, o!“ wehklagte sie, „der Arme hat sich für uns aufgeopfert und wir haben sein Opfer angenommen und ihn in seiner höchsten Not verlassen.“

„Nein,“ flüsterte Robert ihr zu, „nein, Liebste, wir haben ihm nicht helfen können, niemand konnte ihm helfen; denn sein Schicksal war in ihm und zwang ihn zu seinem Endziele! Aber es ist kein Weg, den Gott nicht kennt. Möge er ihm gnädig gewesen sein! Schau, nun hat er doch wohl den Frieden. Das Leben muß ihm hart mitgespielt haben und er ist gewiß toderdenmüde gewesen. Weißt du nicht mehr, was er gesagt hat, nämlich, daß man in seinem Leben nichts Besseres finden könne als das Nichts?“

„Ach Robert,“ machte sie schweraufseufzend, „wie kannst du so reden zu einer, die dich, das Herrlichste was es geben kann, am Herzen hat! O Lieber, was muß dieser gottbegnadete Musiker, der die reinsten,



die heilige Stimme des Weltherzens aus der Orgel zu zaubern vermochte, für einen kostbaren Schatz auf seinem Lebensweg verloren haben, bis er zu jenem trostlosen Wort kam! Wie reich bin ich, wie bin ich so unsagbar reich, da ich dich habe! Ach, der arme, arme Mann!" Sie weinte leise fort und wollte sich nicht trösten lassen. Da überkam's ihn, daß sie doch wohl todmüde von all der Aufregung des Tages sei. Er zog sie zu einem von Maßliebchen bestreuten Rasenplätzchen im Steinschutt, bettete sie ins starkduftende Alpengras und ihre Hand nehmend, setzte er sich neben sie hin. Mit müden Augen schaute er nach dem aufsteigenden Mond, der die tosenden Hochwasser in eitel Silber verwandelte. Es war ihm, er sehe gespenstige, nebelhafte Wesen in flatternden Schleiern über die Weid wandern. Dann sah er sich nach seiner Gefährtin um. Sie schlief und ihr Gesicht war so klein und fein geworden. Es kam ihm schier vor, als läge neben ihm ein süßes Wiegenkindlein. Also streckte auch er sich bei ihr im Weidgras aus und bald war er eingeschlafen.

Wysel, der Geißbub, aber hatte sich schon lange, trotz der Nacht, alpb gemacht, um auf Hochstalden Leute zu holen. —

Es war am andern Tag, früh morgens, als ein Trüpplein Hirten von Hochstalden, angeführt von

ihrem Gemeindeoberhaupt, der zugleich der Wirt des Gasthofes war, aus dem Robert und Antonie sich davongemacht hatten, gegen die Hochfirten des Heitligeer hinaufstiegen. An den angeschwollenen Bergbächen an, die an ihnen vorbei talzu rauschten, konnten sie leicht sehen, wie gewaltig es da oben am vergangenen Abend geschüttet haben mochte. Sie kamen ziemlich geschwind bergan, obwohl neben dem Wirt eine ältere, ganz in Schwarz gekleidete Frau ging. Hinter ihr aber flapperte Wysel, der Geißbub, in seinen Holzschuhen.

Und nun fragte ihn die weißhaarige Frau zum drittenmal: „Sag, Kleiner, sind sie aber auch ganz gewiß gerettet?“

„Gewiß auf Ehr und Seligkeit, meine gute Frau,“ beteuerte der Geißer aufs neue. „Sie wären auch sicher mit mir nach Hochstalden abgestiegen, wenn es die junge Frau nicht so beelendet hätte, daß der Orgelnarr umkommen mußte. Da hat's ihr denn gläublich in die Beine geschlagen; denn sie ist einfach ins Gras abgelegen.“

„Geht's noch lange bis wir oben sind?“

„D nein,“ meinte der Geißbub, dem Wirt die Antwort vorwegnehmend, „es kommt nun bloß noch ein steiniger Höcker und dann noch einer und dann noch einer, aber dann sind wir auf der Hellrütweid.“

Wie sich nun die Sonne über den windumtosten Rücken des Heitligeer hinaufmachte, bogen sie um eine Felsennase und da lag vor ihnen die rauhe Hochweid der Hellrüt, zu der die Wände, Runsen und Rieselten des Heitligeer abstürzten.

„Seht ihr, seht ihr's jetzt, dort sind sie!“ rief der Wysel aus.

Da hielt die Frau im dunklen Gewand jählings an und die Hand aufs pochende Herz legend, stöhnte sie: „Gott Lob und Dank — Gott Lob und Dank, sie leben!“

Auf einem Steinhaufen, in der Wüstenei der Wildwasser, sah sie ihren Sohn Robert stehen. Er lehnte sich über eine schöne junge Dame, der etwas — ja war denn das nicht ein weißes Haupt! — im Schoße lag. Das mußte ja gewiß die Sängerin, Antonie Heidinger sein. Aber, fragte sie sich bange, was war denn das mit den weißen Haaren in ihrem Schoß, was . . .

„Seht ihr's,“ schrie der Geißbub neben ihr auf, „beigott sie haben den Orgelnarren doch herausfischen können!“

In wilden Sprüngen rannte er voraus auf die Gruppe am Wildbach zu. Aber gleich standen sie alle auf dem Steinport.

„Robert!“

„Mutter!“

Da lagen sie sich in den Armen. Aber Robert machte sich rasch los und die Hand seiner Mutter nehmend: „Hier, Mutter, kannst du auch deine Tochter finden und wie ich glaube noch . . .“ Er vermochte

nicht weiter zu reden; es schien ihm zu schwer. Aber die bleiche Frau beugte sich über Antonie, die nicht zu ihr aufzuschauen wagte, und mit bebender Hand wollte sie ihr übers Blondhaar fahren, da sah sie unter sich in ihrem Schoß das Angesicht des toten Musikanten. — Sie erschrak, jedoch sie straffte sich rasch; das war ja wohl der tote Musikant, von dem sie ihr im Gasthof erzählt hatten und den man den Orgelnarren nannte. Mit seltsam suchenden Augen schaute sie auf das weiße Haar, auf die friedlichen Züge.

„Jetzt kann er mir keine Geschichten mehr erzählen,“ machte laut der Wpsel, „und er hat mir doch so manchmal die Zeit verkurzweilt, wenn ich die Geißeln da oben gehütet habe. Ja,“ schrie er weinend, „und die Orgel kann ich ihm auch nicht mehr treten.“

„Mutter,“ sagte Robert leise, „segne diesen armen Menschen, der da in Antoniens Schoß liegt, tausendmal. Er ist's, der uns im rechten Augenblick gerettet hat. Es plagt uns nun schwer genug, daß wir ihn untergehen ließen, aber...“

Er hielt inne und schaute seine Mutter beängstigt an. Sie hatte aufgestöhnt, als ob sie zuunterst in der Hölle an der ewigen Seligkeit verzweifelte. — „Ja, wahrhaftig, er ist's, beim ewigen Gott, er ist's!“ schrie sie auf und sank neben dem Toten auf die Knie. In beide Hände nahm sie das weiße Haupt und redete zu ihm flüsternd: „Du, du bist's Paul! Und du hast mir meine Kinder nicht untergehen lassen, du hast sie mir gar gerettet, du, dem ich einst das Herz im lebendigen Leibe, mit all den süßen, hoffnungsvollen Kindlein, die es geborgen hat, zertreten habe!“ Sie staunte den Toten unverwandt an, dann küßte sie ihn auf die Stirne.

„Mutter, so ist's denn wahr, was ich vermutet habe, ist das der Organist am St. Peter zu Nidach?“

Es kam keine Antwort; die dunkle Frau brach über dem Toten zusammen. —

Gegen Mittag ging's, da machte sich ein stiller Zug von der Hellrüti alpbab. Auf einer Bahre von Föhren- und Ahornästen, unter Alpenrosen, lag der tote Musikant. Hinter ihm ging, gebückt, am Stock, der

alte Oberst Tanner, den man mit einem Saumroß auf die Weid gebracht hatte. Robert, sein Enkel, stützte ihn. Aber vor der Bahre schritten zwei Frauen, tiefgebeugt die grauhaarige Tochter des Obersten und an ihrer Hand, wie das Kind an der Hand der Mutter, Antonie, die Sängerin. Der Gemeindepräsident beschloß mit seinen Bauern den Leichenzug.

„'s donnerts doch auch,“ machte halblaut ein Wpsler, seine Hirtenhemdkapuze gegen die immer zu dringlicher werdende Sonne über den Kopf hinaufziehend, „das ist jetzt dumm gegangen; nun ist uns die teure Orgel, beim Eid, auch noch vernichtiget. Ich hab's freilich alleweil gesagt, man solle sie doch einmal in die neue Kirche herunterholen. Ihr habt aber immer drauf warten wollen, bis sie dieser fremde Fökel da, der Orgelnarr, so weit in Ordnung und so herrlich aufgezogen haben würde, daß sie selber nach Hochstalden herab hätte marschieren können. Nun habt Ihr's. Eine derartig große Orgel vermögen wir ja doch nicht mehr zu kaufen.“

„Jaha,“ meinte der Gemeindepräsident und Wirt, „wir haben's recht im Kopf gehabt und es wäre auch recht herausgekommen, wie wir's gemeint haben, aber da hat es jetzt halt der Herrgott anders haben wollen und es mit seinem Donnerwetter auf eine andere Seite gedreht und so wird man sich denkwohl dreinschicken müssen, oder nicht?“

Ließen alle die Köpfe hangen, aber der Wpsel, der Geißbub sagte, zu aller Verwunderung, schier laut: „Ja, eine Orgel werden wir etwa wohl wieder bekommen, die können die Leute ja machen; aber bis uns der Liebgott wieder einen solchen Orgeler erschafft, könnt Ihr lange warten und gar in eine so raube Welt hinein!“

Die Hirten mußten ihren kleinen Geißer nur so anschauen. Aber der glasköpfige Siegrist von Hochstalden klopfte sein Pfeisichen aus, kratzte sich damit am Kopf und steckte es in den Hosensack. Doch seine zerschurchte Hand kam nicht leer heraus, der Rosenkranz hing dran und jetzt wandte er sich zum Geißer und schnörzte ihn an: „Bet, Bub, ist gescheiter!“

Und also machten sie sich laut betend alpbab.

## T a u t r ö p f l i .

Ame schöne Summermorge  
Sind mis Ghind und ich spaziert.  
Bald durch Wald und bald durch Felder  
Hät is euse Wäg do gsüehrt. —  
Alles hät mis Ghindli gschanet,  
Chäfer, Würmli, jedes Tier  
Und zletscht bringt's mer na es Blüemli —  
Doch 's isch trurig, dunkt's mi schier.

„Muetter, lueg das armi Blüemli!  
Gsehst, e Träne liet ja drin.  
Mueß es ächt so schüle briegge  
Will em 's Welke chunt in Sinn?  
's tuet em gwüß au grüskli weh,  
Will nie meh es Blüemli näh!“

Martha Pfeiffer-Surber.